

Unseres Rittmeisters Hedel.

Novelle von E. H. von Jagory.

(Schluß.)

Es war ein paar Tage später. Den ganzen Tag war es trübe gewesen, es regnete ununterbrochen. Dichter, grauer Nebel lag auf der Irrenheilanstalt und deren Umgebung. Vor dem Direktor stand Hedel von Jelten. Sie sah blaß aus, aber ihre Augen blickten fest und ruhig zu dem vor ihr stehenden Professor auf, der ihr in kurzen Worten die Krankheit des Barons erklärte und ihr Verhaltungsmaßregeln gab. „Es ist eine schwere Aufgabe, die Ihrer wartet, gnädiges Fräulein, und es ist der letzte Versuch, den wir machen können. Wenn dieser mißlingt, dann ist meine ärztliche Kunst zu Ende, und wenn Gott nicht ein Wunder thut, dann ist der Baron ein unheilbarer Kranker für sein ganzes Leben," schloß der Professor und blickte mitleidig auf das hübsche, junge Mädchengesicht.

Hedel zuckte bei seinen Worten zusammen, über ihre Augen legte sich ein Schleier, und ihre Lippen bebten wie im Krampf. Doch nur einen Moment, dann war sie wieder gefaßt und bat den Direktor mit fester Stimme: „Bitte, führen Sie mich zu ihm."

Stillschweigend ging der Direktor voran und Hedel folgte ihm langsam. Jetzt, da sie den Heißgeliebten wiedersehen sollte, stockte ihr dennoch das Herz, und ihre Füße wurden so schwer, daß sie sie kaum weiter trugen. Sie kamen durch lange, stille, schmucklose Korridore, bei vielen Thüren vorbei. — Hedel dünkte der Weg endlos. — Endlich hielt der Direktor vor einer Thüre still, öffnete sie und bedeutete Hedel, ihm zu folgen. Er ging voran und Hedel trat hinter ihm ein. Aber sie wankte doch, so stark wie sie auch war, sie hatte sich das Bild doch nicht so vorgestellt.

Da saß der Geliebte ihrer Seele still auf einem Stuhl. Die schönen, strahlenden Augen starrten leer und glanzlos in die Luft. Das Gesicht war tief eingefallen und sah einem Totenkopf ähnlicher, als einem lebenden Menschen. Das Haar war kurz geschoren, so daß man die weiße Kopfhaut durchschimmern sah, die hohe Gestalt war ganz zusammengesunken, die Hände lagen bewegungslos im Schoß, und die Lippen wiederholten immer wieder: „Hedel, Hedel, Hedel."

Da stürzte Hedel, ehe der Professor es verhindern konnte, auf den Kranken zu. „Georg," schrie sie leidenschaftlich, „Georg, kennst Du mich nicht mehr?"

Der Kranke zuckte bei dem Schrei zusammen. Er hob den Kopf und blickte wie suchend umher — dann fiel er wieder in seine Lethargie zurück und murmelte aufs neue: „Hedel — Hedel — Hedel."

Hedel zitterte am ganzen Körper, die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Der Professor kümmerte sich nicht um sie, er beobachtete nur den Kranken. Ihm war es schon ein Hoffnungsstrahl, daß der Baron bei dem Rufe Hedels Anteil gezeigt hatte. Nicht so Hedel — sie war von dem vergeblichen Versuch überzeugt, und eine Todesangst um den Geliebten und sein furchtbares Geschick ergriff sie. Als er nun wiederholt ihren Namen rief, da vergaß sie ganz, wo sie war, sie sah nur ihren teuren Georg. Sie stürzte auf ihn zu, schlang die Arme fest um seinen Hals, bedeckte seinen Mund mit Küssen und überschüttete ihn mit zärtlichen Namen.

Der Kranke sah sie erst starr an, dann strich er sich mit der Hand über das Gesicht, als wollte er einen Schleier von dem Gesicht nehmen. Plötzlich sprang er auf, schlang seine Arme wie eiserne Klammern um Hedel und schrie mit gellender Stimme: „Hedel, o mein Hedel." Dann fielen seine Arme schlaff herunter, er selbst aber fiel wie leblos auf den Boden.

Der Professor klingelte; verschiedene Diener traten ein, hoben



König Alfons XIII. mit seiner Mutter, Königin-Witwe Christine. (Mit Text.)

den Kranken auf und trugen ihn in ein anderes Zimmer. Der Professor aber trat zu der wie betäubt an der Wand lehnenden Hedel und drückte ihr die Hand. „Gnädiges Fräulein, wenn mich nicht alles täuscht, können wir hoffen. Ruhen Sie sich jetzt ein wenig aus, ich werde mit der Baronin sprechen. Sie müssen Ihre Kräfte schonen. Wenn, wie ich erwarte, jetzt eine Krankheit über den Kranken hereinbricht und sich heftiges Fieber einstellt, dann müssen Sie, nur Sie allein, um ihn bleiben." Er verließ das Zimmer und Hedel blieb allein zurück. Wankend ließ sie sich auf den Stuhl nieder, wo Georg vorhin gesessen hatte. Dann sprang sie mit einem Schrei auf, kniete nieder und betete aus tiefster Seele um Hilfe und Rettung des geliebten Mannes.

Am Abend zeigten sich die ersten Anzeichen eines erwachenden Lebens bei Georg von Gräwitz. Dieses Erwachen äußerte sich zuerst in einem leisen Bewegen und einem kaum vernehmbaren Stöhnen. Schon in der Nacht stellte sich hohes Fieber ein, und die Hitze, die jetzt durch seine Pulse zu rasen begann, die den Schlag seines Herzens erhöhte, verstärkte auch alle physischen Kräfte und weckte seine Seelenthätigkeit, wenn auch noch dunkel und verworren. Das leise Beben der Lippen hatte sich in ein Flüstern und dann zu einem lauten Reden verwandelt. In diesem Zustande lebte Georg Tage dahin. Hedel von Felten wich nicht von seinem Bett. Es schien fast, als hätte sie unermüdliche Kräfte.

„Sie müssen sich eine Nacht ausruhen, gnädiges Fräulein," sagte der Professor zu Hedel.

Sie schüttelte sanft den Kopf. „Lassen Sie mich hier, Herr Professor, ich habe doch keine Ruhe, wenn ich nicht hier bin," bat sie.

Und er ließ sie gewähren. Hoffte er doch von Tag zu Tag auf eine Krisis, die eintreten mußte, dann wurde Hedel entbehrlicher.

„Haben Sie Hoffnung?" hatte Hedel einmal angstvoll gefragt.

Da hatte er an ihr vorbeigesehen und geantwortet: „Man muß hoffen, so lange der Mensch atmet."

Seit dieser Antwort hatte ihn Hedel nie wieder gefragt.

„Die Krisis wird noch heute eintreten," sagte der Professor ein paar Tage später, während er den Kranken lange stumm betrachtete. Hedel zuckte zusammen und preßte die Lippen fest aufeinander, sie wußte es ja, es handelte sich heute um Leben und Tod.

Es war Abend, ein mattes Licht brannte im Krankenzimmer, und es war stille, daß man das leise Ticken der kleinen Taschenuhr hörte, die an der einen Zimmerwand hing, auch den gepreßten Atem Hedels, die zu Häupten Georgs saß. So saß sie nun schon den ganzen Tag, ganz allein bei dem Kranken. Ab und zu kam der Professor leise herein, prüfte den Puls des Kranken, aber er ging bald wieder aus dem Zimmer. So waren Stunde auf Stunde dahingegangen, die Krisis war immer noch nicht eingetreten. Plötzlich machte der Kranke, der bis jetzt wie ein Toter dagelegen hatte, eine heftige Bewegung, als habe ihn ein elektrischer Schlag getroffen. Diese Aufregung steigerte sich von Minute zu Minute, bald saß er aufrecht im Bett und schlug mit Händen und Füßen um sich. Es war ein trauriger Anblick. Die dunklen Augen glühten, mit leerem, bewußtlosem Ausdruck darin, nur beseelt von dem Feuer des Fiebers, das ihn verzehrte, und die Stirne fahl, mit dem Zeichen des Todes darauf. Das Gesicht erschreckend mager und verfallen, trotz der dunklen Glut auf den Wangen, so saß er aufrecht, wild tobend und verworren schreiend. Hedels Nähe hatte bis jetzt immer beruhigend auf ihn gewirkt. Sie suchte auch jetzt seine wilden Bewegungen zu hemmen, aber in diesem Moment, wo die Hitze des Fiebers und der Aufruhr der Kräfte die äußerste Höhe erreicht hatte, schien Hedels Nähe keine Macht mehr über ihn zu haben. Er schrie und tobte, rang mit ihr und wollte aus dem Bett springen. Da ließ Hedel seine Arme, die sie festgehalten hatte, los, umschlang seinen Hals mit Aufbietung all ihrer Kräfte, und seinen Kopf an sich ziehend, neigte sie sich zu seinem Ohr, dabei flüsterte sie innig: „Georg, mein Liebster." Ob es nun der Klang ihrer Stimme war, oder war es eine vollständige Erschöpfung, die dem furchtbaren Aufruhr folgte, Georg wurde plötzlich ruhig. Einen Augenblick hob er die schweren Augenlider, als wollte er mit Gewalt das geistige Dunkel durchbrechen, dann schlossen sie sich wieder; der Kopf sank immer tiefer, dann lag er auf einmal ganz regungslos da. Hedel schrie laut auf, war das der Tod! —

In diesem Augenblick trat der Professor ein, er hatte Hedels Geschrei gehört. Vorsichtig nahm er das Haupt des Regungslosen aus Hedels Armen, bettete es auf den Kissen, legte zuerst das Ohr an Herz und Mund, dann fühlte er sorgsam den Puls.

„Gott sei Dank, er schläft," sagte er dann sich aufrichtend und streckte Hedel die Hand hin.

„Er schläft," wiederholte Hedel leise, dann taumelte sie und wäre zu Boden gefallen, wenn der Professor sie nicht gehalten hätte. Ihre Augen schlossen sich und eine tiefe Ohnmacht breitete sich über sie.

„Armes Kind, es war zu viel," sagte der Professor halblaut und legte Hedel vorsichtig auf das Ruhebett.

Am nächsten Tage erwachte Georg zum ersten lichten Bewußtsein. Der letzte Sonnenstrahl fiel in das Krankenzimmer und überflutete mit hellem Glanz jeden Gegenstand darin. Hedel saß zu Füßen des Krankenbettes und blickte sehnsüchtig auf das geliebte, blasse Gesicht. Georg von Gräwitz schlug langsam die Augen auf und schloß sie wieder, geblendet von dem hellen Sonnenglanz. Dann öffnete er sie noch einmal und sah um sich, von einem Gegenstand zum andern, als gewöhne er erst den Blick an wirkliche Dinge. Er blickte die Decke an, die Wände, das Fenster, vor dem Bäume standen — zuletzt fiel sein Blick auf Hedel, die regungslos neben dem Bett saß und gespannt seinen Blicken folgte. „Hedel, mein Hedel," jubelte er da und streckte die Arme nach ihr aus.

„Georg," schluchzte Hedel glückselig und beugte sich zärtlich zu ihm herab. Sekunden vergingen, in dem Krankenzimmer war es still. Die beiden Menschen hielten sich wortlos umschlungen, als wollten sie sich nie mehr voneinander lassen. Kein Laut unterbrach diesen Augenblick des Glückes.

„Hedel, mein Hedel," sagte Georg endlich, „bist Du nun doch zu mir gekommen." Er hob ihr Haupt zu sich empor und blickte ihr lange zärtlich in das Gesicht. „Mein Hedel, mein Liebling," flüsterte er in namenloser Glückseligkeit, „wo kommst Du her?"

Sie schmiegte sich fest an ihn und erzählte ihm von seiner langen Krankheit und wie seine Mutter sie zu seiner Pflege geholt hatte.

„Die Mutter selbst," wiederholte er verwundert, „und wo ist sie jetzt?"

„Auch hier, Liebster."

„Auch hier, hier im Hause, hier mit Dir, dann trennt uns nichts mehr," rief er jubelnd.

„Nichts mehr, Georg."

„Für heute wäre es genug, meine Herrschaften; Sie dürfen mir heute nicht mehr sprechen, Herr Baron," sagte in diesem Augenblick die Stimme des Professors und er trat an das Krankenbett. Hedel wandte sich errötend aus Georgs Armen. Der Professor nickte ihr lächelnd zu: „Ja, gnädiges Fräulein, wir Aerzte sind manchmal grausam. Wenn die Herrschaften mir nicht versprechen, ganz vernünftig und ruhig zu sein, dann nehme ich das gnädige Fräulein mit mir und setze dem Baron einen alten, grauen Krankenwärter hin."

„Nein," sagte Hedel fest, „ich will hier bleiben, wir wollen ganz ruhig sein, nicht wahr, Georg."

Der Kranke nickte stumm und hielt mit leuchtenden Augen Hedels Hand fest.

„Schön, da kann ich ja wieder gehen," sagte der Professor lächelnd und verließ befriedigt das Zimmer, um der alten Baronin die Freudenbotschaft zu bringen, daß ihr Sohn gerettet sei.

Ja, der junge Baron war gerettet, er lebte wieder. Mit welchem Jubel hörte die Baronin von diesem Glück. Sie bebend sich in einer mächtigen Gemütserschütterung. Ihr ganzes inneres Gleichgewicht war aus den Fugen gerückt. Niemals hatte die alte Dame ihren Sohn so zu lieben geglaubt, als da sie ihn für lebendig tot hielt. Und was das Leid in ihre Seele hineingedrückt hatte, die Freude brachte es zum Keimen. All ihren Hochmut, all ihre Selbstsucht, Eifersucht, Ansichten über Pflichten und Rechte der Menschheit warf dieser Augenblick des höchsten Glückes wie unnötigen Ballast über Bord. Mit welchen Augen sah sie jetzt Hedel an, sie war ihr nicht mehr die Frau, die ihr die Liebe ihres Einzigen geraubt hatte, nein, sie kam ihr wie ein Engel vor, der ihr den Toten wieder lebendig gemacht hatte. Sie hatte nur den einen Wunsch, daß Gott ihr die Liebe der beiden Menschen nicht nahm und sie gut machen ließ, was sie verbrochen hatte. Als sie, ein paar Tage später, zum ersten Male an dem Bette ihres Sohnes saß, da wollte sie ihm alles rückhaltlos beichten, was sie ihm gethan hatte. Georg aber kam ihr zuvor. Mit einem glücklichen Blick in Hedels Gesicht küßte er seine Mutter und sagte innig: „Mutter, ich danke Dir, daß Du mir Hedel gebracht hast."

„Verzeiht mir," murmelte die Baronin halb erstickt vor Thränen und streckte auch Hedel ihre Hand hin; das ganze erdrückende Bewußtsein ihrer Schuld lag in diesen Worten.

„Mutter, liebe Mutter," hörte sie zwei herzliche Stimmen, und dann wurde sie von vier Armen umschlungen, und zwei glückliche Gesichter schmiegten sich an ihre Wangen. Sie sah sie nur durch Thränen verdunkelt, aber ihr Herz empfand ein unaussprechliches Glück.

„Meine Kinder, meine lieben Kinder," flüsterte sie wie im Traum.

* * *

Es vergingen zwar noch Tage und Wochen; endlich aber kam der Tag, wo Georg von Gräwitz als genesen vor dem Direktor der Anstalt stand und ihm mit herzlichen Worten für all die Mühe und Sorgfalt dankte, die er ihm hatte angedeihen lassen.

„Mein lieber Herr Baron," erwiderte ihm der Professor ernst, „mir haben Sie am wenigsten zu danken. Wir Aerzte sind doch nur Handlanger unseres Herrn im Himmel. Mit all unserer

Technik und Klugheit müssen wir auch heute noch mit Mephistopheles sagen: „Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen. Ihr durchstudiert die große und kleine Welt, um es am Ende gehen zu lassen, wie's Gott gefällt." Wenn Sie also dem lieben Gott für Ihre Genesung danken wollen, dann kommen Sie an die richtige Adresse. Die zweite Adresse ist Ihr Fräulein Braut. Das ist, verzeihen Sie den derben Ausdruck, ein Prachtmädel, wie es heute wenig in der Welt giebt. Die Frauenzimmer von heute haben Gelehrsamkeit im Kopfe und allerlei Fertigkeiten in praktischen und unpraktischen Dingen — aber Selbstlosigkeit, Aufopferung, Treue im kleinsten, davon steht wenig in ihrem Lexikon. Ihre Braut, das ist eine echte Frauengestalt, gesund an Seele und Leib. Groß im Denken und gut und treu im Handeln. Halten Sie sie hoch, Herr Baron, Sie haben in unserer Talmiwelt einen Edelstein gefunden, für den Sie Ihr ganzes Leben einsetzen müssen. Dann wird das Glück nie von Ihrer Schwelle weichen."

Georg von Gräwitz hörte mit leuchtenden Augen diese Abschiedsworte, dann drückte er dem Professor stumm aber kräftig die Hand. Der Professor fühlte in diesem Händedruck ein Gelöbnis und verließ schweigend das Zimmer. Der Professor blickte ihm sinnend nach. „Sie werden glücklich werden, denn sie haben sich ihr Glück schwer erkämpft, und nur das Glück ist im Leben von Dauer und von Wert, das man dem Schicksal abgerungen hat," sagte er halbaut vor sich hin.

Draußen im hellen Herbsttag stand Georg von Gräwitz und sah mit eigenen Gefühlen auf die Pforte des traurigen Hauses, die sich eben hinter ihm geschlossen hatte. Ob für immer — das war die Frage, die ihn in seinem Herzen bewegte. Er dachte an all die schweren, traurigen Stunden, die er hier erlebt hatte, an die vielen unglücklichen Leidensgefährten, die dort leben mußten, bis Gott sie endlich erlöste. Wie eine schwere Last legte es sich auf seine Brust, und der Atem stockte ihm einen Moment, als er sich die Frage vorlegte, ob er nie wieder hier einziehen würde? Da fühlte er eine Hand auf seinem Arm, und aufblickend sah er Hedels strahlende Augen. „Komm, Georg," hörte er ihre liebe Stimme sagen, „wir haben zwar so viele glückliche Stunden in dem großen Hause verlebt, haben uns ja auch fürs Leben darin wiedergefunden, und wir wollen auch immer gerne hierher zurückdenken; aber jetzt brauchst Du wirklich nicht eine halbe Ewigkeit hier zu stehen und die Thür anzusehen, als ob Du mich eifersüchtig machen wolltest."

Da war es Georg, als ob der Nebel sich plötzlich zerteilte, die Sonne siegreich hindurchstrahlte und die ganze Welt, auch sein thörichtes Herz mit Licht und Wärme erfüllte, so daß alle schwierige Sorge davonfloh. Er zog Hedels Arm durch den seinen, blickte sie glücklich an und sagte: „Du hast recht, mein Lieb, vor uns ist das Glück, Licht und Leben. Wir wollen uns des Lebens freuen und glücklich sein. Mag die Zukunft uns bringen, was Gott will, Du bist mein, dann will ich gerne auch Schweres tragen."

„Wir wollen frisch in die Zukunft sehen und das Glück festhalten in Freud und Leid, was uns Gott geschenkt hat," erwiderte Hedel innig. Und dann gingen sie Arm in Arm in das Leben zurück.

* * *

Sie haben es auch verstanden, sich das Glück festzuhalten, die beiden Menschen.

Jahre sind seitdem vergangen. Georg und Hedel von Gräwitz sind von blühenden Kindern umgeben und noch heute so glücklich, wie an dem Tage, wo sie fürs Leben vereint wurden. Ja, eigentlich noch glücklicher. Für ihre Herzen fließen die Jahre spurlos dahin. Die meisten Ehen, in denen die leidenschaftliche Liebe das erste Wort gesprochen hat, die mit himmeljauchzendem Glück begonnen, vergehen gar oft unter dem wechselnden Regen und Sonnenschein des täglichen Lebens, mit der Entdeckung, die in keiner Ehe ausbleiben kann, daß der Engel unseres Lebens auch nur ein Mensch ist, wie wir selbst. Georg und Hedels Liebe hielt alle kleinen Lebensstürme, die das Leben überall mit sich bringt, sieghaft aus; sie hatten große Stürme überwinden müssen und beachteten die kleinen nicht. Sie waren beide tüchtige Menschen, gesunde und großdenkende Naturen, infolgedessen wurde ihre Liebe immer inniger und fester. Gerade die Erkenntnis, daß die Menschen mit Fehlern und Irrtümern behaftet sind, und eines dem andern als Schutz, Stütze und treuer Kamerad für alle Lebensstunden mitgegeben ist, kittet ihre Herzen immer fester zusammen. Sie sind auch äußerlich wenig verändert, glückliche Menschen, an denen die Zeit spurlos vorübergeht. Und ihre Umgebung ist ebenso unverändert, wie an dem Tage, wo Hedel diese gewaltige Natur zum ersten Male mit wahrer Andacht bewunderte. Das alte Schloß hat sich freilich im Laufe der Jahre eine Veränderung gefallen lassen müssen. Es hat einen hübschen, modernen Seitenflügel bekommen und lehnt sich wie Schutz suchend an diesen an. Im Seitenflügel herrscht frisches, fröhliches Leben. Lustige Kinderstimmen tönen durch alle Räume und flinke Kinderfüße laufen darin herum. Georg von Gräwitz sieht mit glücklichem Gesicht auf seine jauchzende Kinderschar und Hedel lächelt froh. Im alten Flügel wohnt die Frau Baronin von Gräwitz noch immer, doch sieht es in den alten Räumen nicht mehr so trüb aus, wie vor Jahren. Lachendes Kinderjauchzen belebt Großmutters Stuben, und statt der frostigen Luft weht jetzt eine warme, weiche hier. Ein glückliches Großmutterherz kann nie genug Licht, Sonnenschein und Wärme für seine Lieblinge finden. Die alte Dame sonnt sich im Glück ihrer Kinder und segnet täglich die Stunde, wo Hedel von Jelten ihre Tochter geworden ist. Ihr Glück kannte keine Grenzen, als der Tag kam, wo sie ihren alten Kopf über einen winzigen Bubenkopf herabbeugen konnte und mit echtem Großmutterstolze eine große Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn sofort herausfand. In Hedel von Gräwitz ihrer alten Heimat, dem hübschen Bergstädtchen, ist auch manches anders geworden, aber die Herzen der Menschen dort sind dieselben geblieben, fest und treu, offen und ehrlich, echt deutsch mit jedem Blutstropfen. „Unsers Rittmeisters Hedel" ist noch unvergessen, wer einmal im Herzen dieser Leute einen Platz hat, der behält ihn auch für alle Zeit. Die alten Müllers sind sogar einmal lange Zeit drunten in den fürchterlich hohen Bergen bei dem Hedel gewesen. Ihre Augen strahlen, wenn man sie nach dem Hedel fragt, und der Schluß ihrer Erzählung lautet immer: „So glücklich sind die Menschen, na, es gäb' ja auch keine Gerechtigkeit auf der Welt, wenn das Hedel nicht glücklich geworden wäre. Man muß sie ja jetzt Frau Baronin nennen, aber sie bleibt halt immer und allezeit „unsers Rittmeisters Hedel".

Hedel hängt mit großer Liebe an ihrer neuen Heimat, aber jedes Jahr am Todestage ihres Vaters besucht sie die alte Vaterstadt. Oft begleitet sie ein stattlicher Mann, dem das Glück ordentlich aus den Augen strahlt. Das ist allemal ein Jubeltag für die alten Müllers, denn Hedel und ihr Mann werden nie müde, ihnen ihre Dankbarkeit und Herzlichkeit zu zeigen. Und das ganze Städtchen freute sich über Hedels Besuch, blickt ihr mit strahlenden Augen nach, grüßt sie halb ehrerbietig, halb vertraulich, und erzählt sich unter einander von Hedels Glück, ihrer Freundlichkeit, ihrer offenen Hand und ihrem goldtreuen Herzen.

Seit ein paar Jahren besitzt die Stadt ein hübsches, stattliches Altersheim für Alleinstehende, und fragt ein Fremder, wer wohl das Heim gestiftet hat, dann sagt ihm der kleinste Schuljunge stolz: „Ei, unsers Rittmeisters Hedel."

Natürlich wieder der Einjährige!

Humoreske aus dem China-Feldzuge von Viktor Laverrenz.

(Nachdruck verboten.)

Der Einjährige Lenzmann war im civilen Leben seines Zeichens Steinklopfer, d. h. er gehörte nicht etwa zu jenen armen Leuten, die man gelegentlich am Rande einer deutschen Provinzial-Chaussee sitzen und Steine klopfen sehen kann, sondern er studierte Geologie. Sein offizieller Titel war stud. geol. und die Bezeichnung „Steinklopfer" war nur eine burschikose, welche ihm seine Kommilitonen gegeben hatten.

Damit soll nun keineswegs gesagt werden, daß der Einjährige Lenzmann etwa selbst sehr burschikos gewesen wäre. Gerade das Gegenteil war der Fall, eigentlich war er sogar für einen deutschen Soldaten zu wenig burschikos; er gehörte mehr, wie sein Rittmeister und Eskadronschef zu sagen pflegte, zu den Zimperlichen.

Nun mag es wunderbar erscheinen, daß Lenzmann mit nach China ging, denn ein jeder weiß, daß unsere Chinakrieger lediglich aus Freiwilligen bestanden. Die Sache erklärt sich äußerst einfach: Lenzmann hatte sich für den Chinafeldzug nicht aus Thatendurst, sondern aus Wissensdrang gemeldet; er war einer jener Märthrer, deren es unter unseren Gelehrten nicht wenige giebt. Nach China war er gegangen, um dort Land und Leute zu studieren, und das gelang ihm auch ganz schön, denn auf diesem Zuge lernte er Gegenden und Einrichtungen kennen, die ihm sonst als einfachem Studien-Reisenden ewig verschlossen geblieben wären. Außerdem hatte die Geschichte den Vorteil, daß sie sehr billig war, was bei einer Chinareise absolut nicht unterschätzt werden darf.

Rein militärisch genommen war nun Lenzmann durchaus kein Licht. Er hatte sich noch nach keiner Seite hin ausgezeichnet, und der Rittmeister, Herr von Rottwitz, betrachtete ihn als eine schwere Bürde, denn er mußte auf ihn, den einzigen Einjährigen der Schwadron, manche Rücksicht nehmen, was er bei seinen übrigen Kerls nicht nötig hatte. Oft hatte er seinetwegen eine besondere Disposition zu treffen, so daß der Rittmeister schon manchmal stöhnend ausgerufen hatte: „Es ist doch merkwürdig mit diesen Einjährigen! Der eine Mensch macht mir mehr Arbeit, als die ganze übrige Schwadron zusammen."

Natürlich hatte Lenzmann infolgedessen das Unglück, als einziger die ganz besondere Aufmerksamkeit seines Rittmeisters auf sich zu ziehen. Passierte ihm irgend ein kleines Malheur, ein noch so unbedeutender Verstoß, dann rief der Schwadronschef klagend

aus: „Natürlich wieder der Einjährige!" Diese Redensart konnte man den Tag über ein paar mal hören.

Wenn der Rittmeister den Einjährigen Lenzmann nur erblickte, so entrang sich seiner Brust ein schwerer Seufzer. Er hatte ihm schon wiederholt versichert, daß er der Nagel zu seinem Sarge sei, und dann gefragt, ob er ihm denn nicht ein einziges Mal im Leben eine kleine Freude bereiten wolle.

Der Bursche des Rittmeisters behauptete sogar, sein Herr träume von Lenzmann, denn nachts rufe er manchmal ganz laut im Schlaf: „Natürlich wieder der Einjährige!"

Lenzmann that seinen Dienst recht und schlecht. Er war nicht besser, aber auch durchaus nicht schlechter, als die anderen. Sein persönliches Pech war eben, daß er schwarz-weiß-rote Schnüre trug. Er fiel auf, während die übrigen in der Masse verschwanden.

Nun kam allerdings dazu, daß der Einjährige nicht sehr vorteilhaft beritten war, aber das war nicht sein Fehler, sondern der seines Rittmeisters, der ihm den Gaul zuerteilt.

Krupp'scher Pavillon.

Der „Tristan" war ein wunderschöner, australischer Rappenwallach, der sich brillant beizäumte, so lange es sich um Schritt oder Trab handelte. Kam jedoch das Kommando oder Signal „Galopp," dann ging er ohne Frage durch, was haste, was kannste, daß die Funken stoben.

An solchen Durchbrennern ist jeder Bremsversuch vergebens; man muß sie austoben lassen. Das weiß ein Rittmeister auch sehr gut. Das einzige Mittel, welches ihm zur Verfügung steht, ist, daß er den rennlustigen Gaul in das „zweite" Glied steckt und den unglücklichen Reiter mit allen Strafen der Erde, des Himmels und der Hölle bedroht.



Die Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung zu Düsseldorf: Festhalle. (Mit Text.)

Doch was hilft alles dies bei einer Attacke. Tönte nun das Signal „Marsch Marsch" durch die Luft, dann nahm „Tristan" die Nase hoch, legte die Ohren nach hinten und heidi ging's in wilder Fahrt bei dem Trompeter und dem Rittmeister, die zwanzig Schritt vor der Front ritten, vorbei, meist zwischen ihnen beiden hindurch, und der Rittmeister konnte Gott danken, wenn ihn der Gaul nicht anrempelte; denn dabei wäre er ohne alle Gnade aus dem Sattel geflogen.

War der „Tristan" mit seinem Reiter vorüber, dann rief ihm der Schwadronschef vergebens nach: „Einjähriger, wo wollen Sie hin? Bleiben Sie hier, oder ich sperre Sie ein!"

Doch der war bereits über alle Berge. Nach einer Stunde pflegte er dann ganz gemütlich angetrabt zu kommen, wobei er nie vergaß, sich ordnungsmäßig „Zur Stelle" zu melden. Der Rittmeister war froh, daß die beiden Ausreißer wieder da waren, vergaß die versprochene Strafe, stöhnte auf, daß es einen Stein hätte erbarmen können und sagte: „Natürlich wieder der Einjährige!" —

Die Schwadron des Rittmeisters von Rottwitz war eines Tages zu einem größeren Rekognoscierungsritt befohlen worden. Die Missionen in Ling-kin-schien hatten um Hilfe gebeten, da sie von Boxern bedroht würden. Es sollte daher nach dieser Ortschaft aufgeklärt und die Gegend nach etwa versteckten Feinden abgesucht werden. Dabei war Herr von Rottwitz der spezielle Auftrag erteilt worden, wenn irgend möglich einen oder mehrere der chinesischen Räuberbande lebendig zu fangen, um dieselben ausfragen zu können.

Das war ein heikler Auftrag, denn Boxer oder chinesische Soldaten zu fangen ist keine Kleinigkeit, da diese schon aus weiter Ferne Reißaus nehmen, sobald sie nur europäische Truppen erblicken.

Herr von Rottwitz machte sich also schweren Herzens auf den Weg und ging in der anbefohlenen Richtung vor; das Terrain war ein wenig uneben, von kleinen Schluchten durchzogen, und hier und da mit Steintrümmern übersät, es war ein recht ungemütliches Reiten hier.



Für Lenzmann war es so recht eine Gegend, die er für seine wissenschaftlichen Studien gebrauchen konnte, und gern hätte er dem Chef seiner Schwadron einen längeren Vortrag über die geologische Gestaltung des Bodens hierselbst gehalten.

Der hatte aber für dergleichen absolut kein Verständnis. Für ihn bestand nur die Thatsache, daß sich die Pferde hier lahme Knochen holten, und der Einjährige eben nur ein Einjähriger sei und kein richtiger Soldat.

Aber dem Rittmeister sollte doch ein Erfolg blühen. Eine vorgeschickte Patrouille hatte die Nachricht gebracht, daß sich in einer mit Gestrüpp und Geröll bedeckten Schlucht eine große Anzahl Boxer gesammelt hätten, die sogar mit Feuerwaffen versehen seien; offenbar hielten sie das Terrain für die Kavallerie für nicht passierbar und fühlten sich dadurch geborgen.

Da kannten aber die Chinesen den Rittmeister von Rottwitz sehr schlecht. Kaum hatte er die Meldung vernommen, so ließ er antraben und fort ging es über Stock und Stein. Bald hatte man auch den Gegner erreicht. Als die Boxer jedoch sahen, daß die Deutschen Ernst machten, knallten sie schnell ihre Gewehre ab und zahlten dann spornstreichs Fersengeld, mit einer so affenartigen Geschwindigkeit, daß ihnen die Schwadron in dem holperigen Terrain nicht zu folgen vermochte.

Der Rittmeister hatte zur Attacke blasen lassen, und die Schwadron war zum Marsch-Marsch angeritten; er sah jedoch ein, daß hier sich die Pferde nur die Beine brechen würden, ohne daß man der Chinesen habhaft würde. Man kann sich denken, wie der Gute wetterte und schimpfte, sich solch eine vorzügliche Gelegenheit ent-

gehen lassen zu müssen. Traurigen Herzens befahl er dem Trompeter, zum Sammeln zu blasen.

An dieses Signal kehrten sich aber weder „Tristan", noch der



Hauptmaschinenhalle.

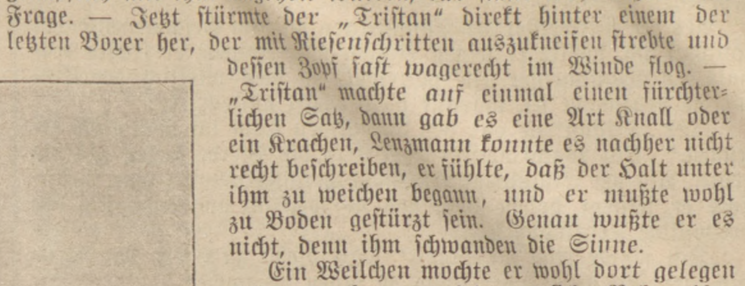
Einjährige Lenzmann. „Tristan" ging eben, wie er bei solchen Gelegenheiten gewohnt war, einfach durch, und der Einjährige hatte seinem Pferde gegenüber überhaupt keine eigene Meinung. Er hatte Mühe, sich im Sattel festzuhalten; wo sollte er dabei noch Zeit und Gelegenheit finden, das Pferd zu parieren? Derartige Versuche hatte er längst als nutzlos aufgegeben.

„Tristan" ging also, blind wie er war, auf und davon, als wenn ihn der Teufel im Nacken ritte, und nicht der unschuldige Lenzmann, der fast schon gar keine Luft mehr bekam bei diesem wahnsinnigen Jagen. Bewundernswert war es ja zu sehen, wie geschickt das Pferd alle Hindernisse nahm; über die größten Blöcke setzte es mit einer Eleganz hinweg, als wären es einfache Hürden auf dem Rennplatz.

Natürlich konnte es unter solchen Umständen nicht fehlen, daß Lenzmann den Boxern immer näher kam, und hätte er überhaupt noch einen anderen Gedanken gehabt, als den, sich unter allen Umständen im Sattel zu halten, dann hätte er sich leicht ausrechnen können, wie lange es noch dauern würde, bis er den Chinesen in die Hände fiele. Und daß diese nicht zu



Beerensucher. Nach dem Gemälde von H. Engl. (Mit Text.)



glimpflich mit ihm umgehen würden, das stand wohl außer aller Frage. — Jetzt stürmte der „Tristan" direkt hinter einem der letzten Boxer her, der mit Riesenschritten auszukneifen strebte und dessen Zopf fast wagerecht im Winde flog. — „Tristan" machte auf einmal einen fürchterlichen Satz, dann gab es eine Art Knall oder ein Krachen, Lenzmann konnte es nachher nicht recht beschreiben, er fühlte, daß der Halt unter ihm zu weichen begann, und er mußte wohl zu Boden gestürzt sein. Genau wußte er es nicht, denn ihm schwanden die Sinne.

Ein Weilchen mochte er wohl dort gelegen haben, da kam er wieder zu sich. Neben ihm stand ganz geduldig „Tristan", der sich ausgerast hatte und seinen Herrn beschnupperte, gleichsam um sich davon zu überzeugen, ob derselbe noch am Leben sei.

Lenzmann wollte sich aufrichten, da bemerkte er, daß unter ihm etwas Weiches lag. Er sah näher zu und erkannte mit nicht geringem Staunen, daß es ein Chinese war. Der Kerl war offenbar von „Tristan" umgerannt worden und so die Veranlassung zu dreifachem Sturz geworden. Einstweilen war der Boxer noch ohnmächtig, und das war sehr gut, denn nun hatte der Einjährige Zeit, zu überlegen, was zu thun sei.

Feinde waren Gott sei dank ringsum nicht mehr zu sehen. Lenzmann erinnerte sich, daß der Rittmeister gesagt habe, man solle, wenn irgend möglich, Gefangene machen; daher beschloß er denn auch, den Chinesen zu seinem Gefangenen zu machen. Er knotete seine Fouragierleine auf, verband das eine Ende mit dem Zopf des Boxers und das andere mit dem Sattel. Als dies geschehen war, rieb er dem Chinesen aus seiner Feldflasche etwas Cognac unter die Nase, auf die Schläfe und träufelte ihm auch davon in den Mund. Bald erwachte der gelbe Kerl, und nun bestieg Lenzmann den ganz vergnügt dreinschauenden „Tristan," um seinen Gefangenen zur Schwadron zurückzueskortieren; der Boxer schnitt fürchter-

liche Gesichter, aber die Beine schien er sich bei dem Sturze nicht gebrochen zu haben.

Als der Rittmeister den Einjährigen mit dem Gefangenen daher kommen sah, wollte er seinen Augen nicht trauen; er fragte deshalb den Wachtmeister ein paarmal, ob dies wirklich der Einjährige Lenzmann sei, worauf dieser zuerst antwortete:

„Der „Tristan" ist es; den Einjährigen kann ich noch nicht erkennen." Ein Wachtmeister kennt stets die Pferde besser als die Leute. Als der Einjährige ganz nahe herangekommen war, bestätigte er seinem hohen Chef, daß es wirklich und leibhaftig der Freiwillige Lenzmann sei.

„Ich melde mich zur Stelle," sagte dieser zu Herrn von Rottwitz, der sich noch immer kaum zu fassen vermochte.

„Was bringen Sie denn da mit?" fragte der Eskadronschef endlich, nachdem er sich von seinem Staunen erholt hatte.

„Einen Gefangenen, Herr Rittmeister. Der Herr Rittmeister hatten doch befohlen, wir sollten Gefangene zu machen suchen."

„Na ja! Daß Sie aber einen machen würden, das hätte ich im Leben nicht geglaubt. Werde die Sache dem Herrn Oberst berichten."

Seit jenem Tage ist die Redensart „Natürlich wieder der Einjährige" in der Schwadron nicht mehr gebraucht worden.

Der König als Arzt.

Heinrich VII., König von England, hatte sich eines Tages auf der Jagd verirrt. Müde und hungrig ritt er dahin, als er plötzlich vor dem hohen Thore der Abtei von Reading anlangte. Er klopfte und sich für einen Offizier der Garde des Königs ausgebend, der heute im Gefolge des Königs gejagt hatte und sich verirrt habe, bat er um etwas zu essen. Der dicke Abt des Klosters saß gerade beim Mahle und der Gast wurde höflich eingeladen, sich zu setzen und teilzunehmen. Von dem saftigen Braten, der dem Könige vorgesetzt wurde, schnitt sich dieser ein großes Stück nach dem andern ab und verzehrte es mit einem solch guten Appetit, daß der erstaunte Abt, der seinem Gast bewundernd zugeschaut hatte, einen Pokal erhob und ausrief: „Hollah, Herr Ritter! Thut mir Bescheid in einem Pokal zum Wohle Eures Herrn, des Königs, der Ritter mit einem solchen gesunden Appetit im Gefolge hat. Wie gern würde ich hundert Pfund Sterling opfern, wenn ich, wie Ihr, mit einem solchen Appetit Rindfleisch verspeisen könnte! Aber mein armer Magen verträgt kaum ein halbes Täubchen oder einen Hühnerflügel."

Der König trank wohlgemut seinen Pokal leer, antwortete jedoch nichts, sondern aß ruhig weiter und brach, nachdem er gesättigt war, auf und ritt unerkannt nach Windsor zurück.

Wenige Tage nachher pochten Bewaffnete an die Klosterpforten, nahmen den zu Tode erschrockenen Abt kurzer Hand gefangen und führten ihn in den Tower. Lange Wochen saß er hier in einer einsamen Zelle bei Wasser und Brot. Vergeblich sann er darüber nach, was wohl der Grund zu dieser strengen Maßregel sei, bis, wie der Chronist berichtet, sein Bäuchlein verschwand und sein Herz von Furcht erfüllt ward.

Eines Tages endlich wurde der Abt aus seiner Zelle geholt und in einen großen Saal geführt, ihm hier ein saftiger Braten vorgesetzt und er aufgefordert, zuzulangen. Der hungrige Abt ließ sich nicht lange bitten, ohne zu zögern begann er kräftig einzuhauen, als plötzlich der König aus einem Seitenkabinett hervortrat und lachend sagte: „Ich wünsche wohl zu speisen, Herr Abt! Und nun bitte ich Euch, mir das versprochene Honorar von hundert Pfund auszuzahlen. Ich bin Euer Arzt gewesen, und meine Kur ist, wie ich sehe, vollkommen geglückt, Ihr schwacher Magen kann jetzt auch Rindfleisch vertragen, während er doch vor wenigen Wochen nur ein halbes Täubchen oder einen Hühnerflügel annehmen wollte! Also habe ich mein Honorar wohl verdient."

Wohl oder übel mußte der Abt bezahlen und konnte dann wieder mit gutem Appetit nach Hause zurückreiten.

W. Stelljes.

Kirmes auf dem Westerwalde.

Von Gustav Fasterding. (Nachdr. verb.)

Mühe und Arbeit — das ist des Westerwälders tägliches Los. Vom frühen Morgen an schafft er sich ab, bis die Sonne am Abendhimmel herabsinkt und die Glocke seines Kirchleins die Feierabendstunde verkündet. Aber er ist ein fleißiger Mensch, der an der Arbeit seine Lust hat, und namentlich im Freien, mit Hacke und Karst, mit Pflug und Egge, Sense und Rechen zu hantieren, das macht ihm vor allem Vergnügen. Und warum sollte er sich auch nicht wohl und heimisch fühlen inmitten seiner üppigen Wiesengründe, die von silberklaren Bächen durchströmt und im Frühling von tausend und abertausend würzigen Blüten übersät sind? Warum sollte in der Frühe des Morgens, wenn er auszieht an sein Tagewerk und noch stiller Gottesfrieden auf der taufeuchten Flur liegt und nach nächtlichem Schlummer in Busch und Wald die Stimmen der Vögel erwachen, erst leise zwitschernd, nur schüchtern und einzeln, dann immer mehr zunehmend an Zahl und lauter und immer lauter, um endlich in tausendfältigem Gesange dem jungen Tage entgegenzujubeln, — warum sollte da sein Herz nicht höher schlagen in seliger Wonne? Abwechselung giebt es dagegen in dem arbeitsvollen Dasein dieser Leute nur wenig. Eigentliche Lustbarkeiten hat der Westerwälder nicht viel. Mit um so größerer Sehnsucht sieht er daher dem Feste entgegen, das er mit größerer Lust als alle andern feiert, der Kirmes.

Ein großer Teil der Bewohner dieser Gegend zieht, um sein täglich Brot zu verdienen, hinaus in die Fremde. Aber naht daheim die Kirmes heran, dann duldet's den Mann vom Westerwalde, wenigstens den, der vom Lande stammt, — denn in den Städten hat die fortschreitende Kultur schon manche alte Sitte hinweggelockt — nicht länger fern von der Heimat. Und wäre er auch noch so weit fort, er stellt sein Tagewerk ein. Zwanzig, ja fünfzig und mehr Meilen weit kommt er her; er verläßt seine Arbeitsstätte, er kehrt heim vom Hausierhandel, um bei den Seinen und mit Freunden und Verwandten, die sich aus den Nachbarorten einfinden, ein paar frohe Tage zu verleben. Und niemand sieht auch der Kirchweih mit größerer Erwartung entgegen als derjenige, aus dessen Familie sich Angehörige auswärts aufhalten. Man sieht seine Leute doch gern einmal wieder, und wenn sie nicht mit leeren Taschen kommen, dann erst recht gern.

Wir befinden uns zur Sommerzeit auf dem Bahnhof eines kleinen, Westerwälder Städtchens. — Was da heute dem Zuge für eine Menge Menschen entsteigt! Das ist hier zu Lande doch ganz außergewöhnlich! Meistens sind's junge Burschen und Mädchen, die anscheinend in der Umgegend zu Hause sind. Ganz richtig! In einem der nächsten Dörfer haben junge Burschen einen hohen Tannenbaum im Walde gefällt, die Zweige abgehauen, ein mit allerhand Flitter behangenes Tannenbäumchen an die Spitze gebunden und, mit Sträußen geschmückt, den also aufgeputzten Stamm in festlichem Zuge in den Ort gebracht und vor einem der Wirtshäuser in die Erde gerammt. Lustig spielt der Wind mit den bunten Bändern des „Maibaums". Morgen ist Kirmes im Dorfe! In den Häusern sind die Wände und Decken geweißt, die Zimmer gereinigt und der Hausrat geputzt, und das Gemeinde-Backhaus ist den ganzen Tag nicht leer geworden. Da sind die Weiber gekommen und gegangen, und in seiner Nähe hat es gar lecker gerochen; denn Kuchen darf in keinem Hause fehlen, den will morgen auch der ärmste Mann auf seinem Tische sehen. — Mit einer Kirmes in einer der wohlhabenden und dichtbevölkerten Gegenden Rheinlands oder Westfalens hält so ein Westerwälder Fest freilich keinen Vergleich aus. Wie die Basaltkuppen seiner Heimat nicht sehr merklich hervorragen über die Hochebene, aus der sie emporsteigen, so heben sich auch des Westerwälders festliche Tage nur unbedeutend von den Tagen seines Alltagslebens ab. Viel geschmort und gebraten wird nicht; dazu sind eben die Mittel nicht vorhanden. Daheim trinkt man Kaffee und ißt Kuchen; für das kleine Volk, das lüsternen Blickes ihren Tisch umlagert, hält ein runzliges, altes Weib ein paar nicht minder runzlige und — wenigstens verhältnismäßig vielleicht noch ältere Plätzchen, Zuckerstangen von ebenso fragwürdiger Beschaffenheit und ähnliche Leckerbissen feil, und in der Wirtschaft ladet die Fidel zum Tanze. Manchmal ist es auch bloß die Handorgel oder Knutsch, wie man hier zu Lande sagt, d. h. die Harmonika, welche den im Kreise sich drehenden Paaren aufspielt. Ist das ja freilich nicht viel, so wird doch dafür auch um so tüchtiger und ausdauernder getanzt. Vom hellen Tage bis wieder zum lichten Morgen ist der Saal oder sonstige Tanzplatz gefüllt. Denn es kommt ja auch wohl vor, daß der Wirt über keinen passenden Raum verfügt, und dann muß ein Brettergerüst die Stelle des Tanzsaales vertreten, das man im Freien aufschlägt.



Hier und da haben sich bei der Westerwälder Kirmesfeier noch altertümliche Gebräuche erhalten. So tritt uns dieses Fest in Marxhahn, einem Dorfe in der Gegend von Montabaur, in eigentümlichem Gepräge entgegen.

Kurz vor der Kirmes kommen hier die jungen Burschen in der Wirtschaft, wo die Tanzmusik stattfindet, zusammen, um einem jeden unter ihnen zu einer Tänzerin zu verhelfen. Das Mittel aber, dessen sie sich zu diesem an und für sich ja durchaus vernünftigen, wie nicht minder höchst angenehmen Zwecke bedienen, ist ein äußerst eigentümliches. Was nämlich der Ort an edler Weiblichkeit aufzuweisen hat, das kommt, soweit es überhaupt noch oder überhaupt schon zu der tanzbeinschwingenden Jugend gehört, auf dieser Versammlung unter den Hammer, wird — schrecklich, aber wahr — von den jungen Burschen bei lebendigem Leibe versteigert. — Die Höhe des Gebotes richtet sich selbstverständlich nach der Nachfrage, und wenn es auch keine hohe Summe ist, die man für eine Tänzerin aufwendet, so bildet doch das gebotene Geld — und das nicht bloß in den Augen des gesteigerten Mädchens — immerhin einen Wertmesser. Hat ein Verehrer es nicht bei ein paar Groschen bewenden, sondern sich's seine baren drei, vier, fünf Mark kosten lassen, um in den Besitz seiner Schönen zu gelangen, dann ist's doch wahrlich kein Wunder, wenn diese dem standhaften Bewerber in ihres Herzens Innerstem aufrichtigen Dank zollt. Mit ganz besonderer Zuvorkommenheit wird sie ihm den Imbiß, den man ihm zum Willkommen bietet, den Kaffee und den Kuchen, auftragen, wenn er, um sich als ihren Tänzer vorzustellen, am Tage vor der Kirmes, mit einer mächtigen Bretzel und einer Flasche Wein bewaffnet, in ihrem Hause vorspricht. Voraussetzung ist dabei freilich, daß ihr der junge Mann überhaupt gefällt; denn sonst befindet sie sich allerdings in einer nicht sehr beneidenswerten Lage: für die Dauer des Festes ist sie ohne Gnade an ihn gebunden.

Das Tanzvergnügen, welches zwei Tage, Sonntag und Montag, in Anspruch nimmt, wird nur durch wenige Stunden unterbrochen, die wenigstens das schwächere Geschlecht dem Schlafe widmet. Denn die Burschen zechen unterdessen weiter. Dann aber geht das Treiben von neuem los, und unerbittlich, mit Harmonika, Trommeln und Pfeifen und allen nur erdenklichen Radauinstrumenten vor ihr Schlafzimmer rückend, scheuchen die jungen Burschen die noch in süßer Ruhe liegenden Tänzerinnen aus ihrem Schlummer auf. Rasch werfen sich diese wieder in ihre Festtagsgewänder, und von neuem geht's fort auf den Tanzboden.

Ueber der Eingangsthür des Saales schwebt ein junger Westerwälder in sonntäglichem Staat. 's ist freilich kein echter, keiner von Fleisch und Blut, keiner von den stämmigen Burschen, wie sie da, ihr Mädchen am Arm, unter

ihm hergehend die Schwellen überschreiten. Eine kurzlebige Puppe haben die jungen Leute hier aufgehängt. Ist die Feier zu Ende, dann verlosen sie die Kleider des Strohmanns unter sich.

Am Dienstag begiebt sich das ganze Dorf an den Platz, wo der Maibaum aufgepflanzt ist. Dieser wird aus der Erde gehoben, in das Loch Stroh und Holz und ein Krug mit Branntwein geworfen und sodann das Stroh angezündet. Darauf umtanzen Männlein und Weiblein, so jung wie alt, das älteste Mütterchen in der Gemeinde nicht ausgeschlossen, unter Geheul die auflodernden Flammen, bis der Krug zerspringt. Dann schüttet man das Loch zu — und die Kirmes ist begraben.

In einigen Orten, wie in Elz bei Limburg und in Hadamar, findet am letzten Tage des Festes die Verlosung des „Kirmeshammels“ statt, der in festlichem Zuge durch die Straßen geführt und dann an den Maibaum gebunden wird. In Elz führen die Burschen, welche die Lose verkaufen, außer der Geldbüchse auch eine Flasche mit Branntwein mit sich, woran ein rotes Tuch geknüpft ist und woraus sie den Käufern zu trinken geben. Selbstverständlich darf sich der „glückliche“ Gewinner des Hammels nicht lumpen lassen. Im Jubel zieht man mit ihm in eine Wirtschaft, wo er ein Fäßchen zum besten giebt. Anderwärts muß derjenige, dem auf der Kirmes der Vortanz gestattet wird, in den Beutel steigen.

Die Gebräuche der Westerwälder Kirmes verraten, wie anderwärts Gewohnheiten, die sich an das Pfingstfest angeschlossen haben, ganz unzweideutig die Herkunft von dem altgermanischen Maifeste. Die Versteigerung der jungen Mädchen erinnert an einen russischen Gebrauch. Dort zieht das Volk an Ostern in hellen Haufen auf den Anger hinaus, um sich an dem bunten Treiben eines belebten Jahrmarkts mit all seinen Herrlichkeiten an Karussells, Schaukeln, Seiltänzern u. dergl. zu ergötzen, — Wotka darf natürlich nicht fehlen —, und dabei wird zugleich ein Heiratsmarkt abgehalten, auf welchem die bräutlich geschmückten Jungfrauen den jungen Burschen zur Besichtigung und Auswahl vorgestellt werden. In gewissen Gegenden Deutschlands aber war früher das sog. Lehnausrufen am Vorabend des ersten Mai, dem Walpurgisabend, Sitte. Noch im siebzehnten Jahrhundert kamen die hessischen Bauernburschen, mit Peitschen versehen, vor dem Dorfe zusammen. Einer von ihnen stellte sich an einer möglichst erhöhten Stelle auf und ließ sich also vernehmen:

„Hier steh' ich auf der Höhe,
Und rufe aus das Lehn, das Lehn, das erste (zweite u. s. w.) Lehn,
Daß es die Herren recht wohl verstehn.
Wem soll das sein?“

Darauf nannte die Versammlung den Namen eines Burschen und eines Mädchens, die man auf diese Weise für das ganze Jahr als Tänzer mit einander verband, indem man hinzufügte: „In diesem Jahre noch zur Ehe!“ Die also Zusammengegebenen wurden Mailehen genannt. Dann wurde wieder gesungen wie zu Anfang, mit den Peitschen geknallt, — um die Geister zu vertreiben, wie man im Ziegenhainischen sagte, — und so fortgefahren, bis alle Heiratsfähigen untergebracht waren.

In Frankfurt a. M. erinnerte an dieses Lehenausrufen noch im achtzehnten Jahrhundert der Gebrauch der Kinder, am ersten Mai in einem grünen Wägelchen von Haus zu Haus herumzufahren und dabei auszurufen:

„Höret zu, ihr Herren überall,
Was gebeut der König und Marschall.
Was er gebeut, und das muß sein.
Hier ruf' ich aus N. N. mit N. N.
Heut zum Lehen,
Morgen zur Ehen,
Ueber ein Jahr,
Zu einem Paar.“

Mit dem hier erwähnten König ist offenbar der mancherorts bei dem Maifeste auftretende Maikönig oder Maigraf gemeint. Man brachte jedoch diese Sitte in Verbindung mit einem angeblichen Rechte, das ehemals dem Könige zugestanden, dessen sich aber Kaiser „Heinrich“ durch Privilegium vom 14. Januar 1232 (also doch unter der Regierung Kaiser Friedrichs II.!) für die vier wetterauischen Städte begeben hatte, des Rechtes nämlich, in jeder Stadt, wohin er kam, eine Bürgerstochter, die einem seiner Hofbediensteten gefiel, diesem zur Ehe zu geben, ohne der Einwilligung des Mädchens oder deren Eltern zu bedürfen.

Eine abgeänderte Form dieses Lehnausrufens, abgesehen von der bereits erwähnten, findet sich auf dem Westerwalde noch in der Gegend von Hadamar. Vor der Kirmes wählt sich jeder Bursche eine Tänzerin, welche er förmlich zu diesem Zwecke einladet. Im Sonntagskleide begiebt er sich in die Wohnung des Mädchens, und dieses befestigt einen aus künstlichen Blumen bestehenden Strauß an seinem Hute. Früher, und noch jetzt in dem Dorf Steinebach bei Hadamar, waren nun beide für die Dauer des Festes aneinander gebunden; daher wurde eine solche Kirmes eine „aufgebundene“ Kirmes genannt. In den vierziger oder fünfziger Jahren des vor. Jahrh. war diese Sitte, der wir übrigens auch in der Schweiz und im Hersfeldischen begegnen, in den Ortschaften des Westerwaldes noch allgemeiner verbreitet. Heutzutage erscheinen die jungen Burschen wohl noch mit dem festlichen Strauße beim Tanze; aber sie verschaffen ihn sich auf eigene Kosten bei einem Händler oder auch wohl beim Wirte, der darin eine ganz ergiebige Einnahmequelle findet.

Ursprung und Bedeutung dieser altertümlichen Gewohnheit werden uns klar, wenn wir ihr einen Gebrauch gegenüberstellen, der ehemals — ob jetzt noch, kann ich nicht angeben — zur Feier der Sommer-Sonnenwende am Vorabend des Johannistages in dem weinberühmten Zeltingen an der Mosel geübt ward. Eine Schar junger Leute zog singend aus dem Orte einen Berg hinan, wo die Johannisfeuer angezündet wurden, indem sie eine geputzte Stange trugen, an der oben grüne Zweige, mit Fähnchen und Goldpapier besteckt, eine gewaltige Krone bildeten, während an dem unteren Teile Tücher, Bänder, Sträußchen und allerlei sonstiger Flitterkram angebracht waren, Geschenke der jungen Burschen an die Mädchen. Mit Sonnenuntergang zündete man ein mit Stroh umwundenes großes Rad an, und zwei junge Leute trieben es den Abhang hinab in die Mosel. Die Burschen gaben ihrem Obmann heimlich die an der Stange befestigten Gegenstände, unter denen die Mädchen zu wählen hatten. Ein jeder Geber war alsdann berechtigt, mit derjenigen, die sein Angebinde genommen, übers Johannisfeuer zu springen. —

In der ersten Sommerhälfte von Frühlings- Tag- und Nachtgleiche bis zur Sonnenwende (oder, nach kirchlicher Einteilung von Ostern bis Johannis) herrscht die befruchtende Kraft des Himmels, also nach heidnischer Vorstellung die männliche Gottheit vor, in der zweiten dagegen spendet Mutter Erde die reichen Gaben des Feldes, und insofern tritt die weibliche Gottheit in den Vordergrund. Aus dieser Anschauung heraus ist jene alte Gewohnheit erwachsen, wonach bei den Festen in der ersten Sommerhälfte die Burschen, in der zweiten die Mädchen die Wahl haben.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Doch sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe;
Denn ihm kann durch's ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tief'rer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen!

Lenau.



Zur Thronbesteigung Königs Alfons XIII. von Spanien. Am 16. Mai, am Tage, wo er sein 16. Lebensjahr vollendete bestieg Alfons XIII., König von Spanien, den Thron, ein Ereignis, das in Madrid mit allem Pomp des alten spanischen Hofceremoniells begangen worden ist. Daß indessen mit diesem Tage festlichen Glanzes eine neue, bessere Zeit für das schwer heimgesuchte, einst so machtvolle Reich jenseits der Pyrenäen kommen werde, wird wohl niemand so leicht sich vorstellen können. Die große Jugend des Königs, der, ja noch ein halbes Kind, nun aus den Händen seiner Mutter — wenigstens nominell — die Zügel der Regierung zu selbstständiger Leitung der Staatsgeschicke empfangen hat, läßt nicht erhoffen, daß fortab etwa ein fester, zielsicherer Wille die so verworrene innere Politik des spanischen Reiches klären und festigen wird. Vielleicht ist es ihm aber in späteren Jahren, wenn sein Geist durch die Jahre und Erfahrungen gereift ist, beschieden, seinem Vaterland eine bessere Zeit zu bescheren und gut zu machen, was seine Vorgänger auf dem spanischen Throne gefehlt haben.

Die Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung zu Düsseldorf. Von dem Umfange eines solchen Riesenunternehmens, wie es die Düsseldorfer Ausstellung ist, und von den Vorbereitungen, die es erforderte, kann sich der Fernstehende keinen rechten Begriff machen. Seit länger als drei Jahren arbeiteten nicht nur die Vertreter der Großindustrie und die führenden Männer der Künstlerschaft des Ausstellungsgebietes, sondern die gesamte Elite der Intelligenz Rheinland-Westfalens einschließlich der höchsten Würdenträger und Standespersonen beider Provinzen mit allen Kräften daran, die Ausstellung zu einer glanzvollen Schau der deutschen Industrie und Kunst zu gestalten. Bereits im Spätsommer des Jahres 1898 traten auf Anregung des Geheimen Kommerzienrats H. Lueg-Düsseldorf, des Schöpfers der 1880er und des obersten Leiters der diesjährigen Düsseldorfer Ausstellung, die drei einflußreichsten wirtschaftlichen Vereinigungen Rheinlands und Westfalens, nämlich die nordwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, der Verein deutscher Eisenhüttenleute und der Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland-Westfalen, zusammen, um die Frage einer großen industriellen Provinzialausstellung in Düsseldorf 1902 zu erörtern. Der Gedanke fand eine begeisterte Aufnahme in weiteren Kreisen, und man trat freudig der Finanzierung des Unternehmens näher. Die Ausstellung, die die Provinzen Rheinland und Westfalen, den Regierungsbezirk Wiesbaden und die Städte Hanau und Offenbach umfaßt, ist in dreiundzwanzig Gruppen gesondert. Der Löwenanteil entfällt naturgemäß auf die Stahl- und Eisen-Großindustrie, das eng damit verbundene Maschinenwesen und den Bergbau; aber auch die übrigen Industrien sind ebenbürtig vertreten. Fast sämtliche Ausstellergruppen konzentrieren sich in der Hauptindustriehalle mit ihren vier Erweiterungsbauten (38,000 Quadratmeter Fläche), soweit sie nicht, wie die Gruppen Bergbau, Hüttenwesen, Maschinenwesen und Elektricität, in besonderen Hallen oder in den Pavillons der großen Einzelaussteller verteilt sind. Einen überwältigenden Eindruck macht der Riesenpalast der Firma Friedrich Krupp-Essen in seiner trutzigen, wuchtigen Panzerschiffarchitektur; seine silbern schillernden Turmkuppeln gleißen in der freundlichen Frühlingssonne, und der fünfzig Meter hohe, buntbewimpelte Gefechtsmast mit voller Ausrüstung vervollständigt den kriegerischen Gesamteindruck. In dieser gewaltigen Halle, die einen Längsdurchmesser von 136 Metern hat und 4180 Quadratmeter Fläche bedeckt, gelangen die Fabrikate der Kruppschen Werke: Gußstahlfabrik Essen, Stahlwerk Annen i. W., Grusonwerk Buckau-Magdeburg, Germania-Tegel-Berlin und Gaarden-Kiel zur Ausstellung. Dem Kruppschen Pavillon gegenüber erhebt sich der Kunstpalast. Schon der edel wirkende Außenbau weist durch den bildhauerischen Schmuck der im Barockstil gehaltenen Sandsteinfassade auf den Zweck des Gebäudes hin. Der Kunstpalast umfaßt eine umbaute Fläche von ca. 8000 Quadratmetern; seine Hauptfront hat eine Länge von 132 Metern, die Höhe beträgt bis zu 22 Meter und die größte Tiefe bis zu 90 Meter. Die Säulengänge des in den Formen der Hochrenaissance ausgeführten Ehrenhofes dienen zur Ausstellung von Skulpturen, während der Bau selbst außer der Kuppelhalle sieben größere und sieben kleinere Ausstellungssäle enthält. Ganz in der Nähe des Kunstpalastes dehnt sich die riesenhafte Hauptmaschinenhalle über eine Fläche von 14,500 Quadratmetern aus. Dort sind alle großen Aussteller der Maschinenindustrie vertreten, soweit sie nicht besondere Pavillons errichtet haben. Eine glänzende Reihe von Weltfirmen stellt in der Haupthalle ihre Erzeugnisse aus. Kein

Zweig der Maschinenindustrie des Ausstellungsgebietes fehlt, vielmehr sind alle Abteilungen in gleich überraschender Weise vertreten. Die bedeutendsten Repräsentanten der [illegible]isch-westfälischen Montanindustrie und des Bergbaues haben große Sonderpavillons erbaut, deren jeder einzelne eine grandiose Ausstellung in seiner Art enthält. Neben dem Pavillon Friedrich Krupp-Essen erhebt sich der prächtige Kuppelbau des Hörder Bergwerks- und Hüttenvereins mit 1000 Quadratmeter Grundfläche. Die geräumige Halle umfaßt Hütten- und Walzwerkprodukte für die Zwecke des modernen Eisenbahn- und Schiffsverkehrs, die in ihrer Gediegenheit sprechendes Zeugnis von der hohen Leistungsfähigkeit des Vereins ablegen. Unmittelbar neben dem originellen Bau der Dortmunder Aktienbrauerei hat die Düsseldorfer Handwerkskammer ein ausgedehntes Gebäude (2400 Quadratmeter) mit einem Kostenaufwand von 80,000 Mark errichtet: die mittelalterliche Architektur bringt den Zweck des Gebäudes, die Erzeugnisse des Handwerks in sich zu vereinigen, auch nach außen hin angemessen zur Geltung. Im Innern giebt die außerordentlich reichhaltige Anordnung in zehn Gruppen ein übersichtliches Bild aller gewerblichen Erzeugnisse des Kammerbezirks Düsseldorf. Damit ist jedoch die bedeutende Anzahl großer Separatausstellungen bei weitem noch nicht erschöpft, doch wir können sie nicht alle einzeln anführen. Ein Gang durch die 20 Gruppen der Hauptindustriehalle zeigt so viel des Interessanten, daß man thatsächlich ein abgeschlossenes Bild aller Industrien Deutschlands erhält. Natürlich fehlt es der großartigen Schau auch nicht an allerlei Vergnügungsveranstaltungen. Regelmäßige Doppelkonzerte, Monstrefeuerwerke und Illuminationen finden statt, und über 30 größere Restaurants, wie „Johannisberg“, „Sekthöhle“ u. a. m. öffnen ihre gastlichen Pforten. Eine besondere Sehenswürdigkeit bilden die großartigen Elektrofontänen vor der Hauptindustriehalle, die mit einem Kostenaufwand von 130,000 Mark angelegt worden sind und abends ihre Licht- und Wassereffekte zu überraschenden Wirkungen vereinigen. Den Verkehr auf dem langgestreckten Gelände vermittelt eine elektrische Rundbahn ebenso billig wie bequem.

Gebäude des Hörder Bergwerk- und Hüttenvereins.
Nach photographischen Aufnahmen von Julius Staegemann, Hofphotograph in Düsseldorf.

Beerensucher. Man sollte gar nicht glauben, was für ein bedeutender Handelsartikel in vielen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs, namentlich in der Nähe großer Städte und Badeorte, die bescheiden kleine Walderdbeere ist. Zur Zeit der Erdbeerenreife zieht alles, was nur irgendwie von der Feldarbeit abkommen kann, insbesondere Frauen und Kinder, hinaus in den Wald zum Erdbeerensammeln. Mit Mundvorrat für den Tag versehen, brechen sie morgens früh auf und kehren erst am Abend mit ihren gefüllten Gefäßen heim. Am Markt, in der Stadt, oder an Hotels und Konditoreien findet die aromatische, prächtig schmeckende Waldfrucht reißenden Absatz. Der Verdienst der sammelnden Frauen und Kinder ist meist ein bescheidener, jedoch immerhin groß genug, um ihn zur Anschaffung von Kleidungsstücken zu verwenden. Ohne Erdbeerenernte wären oft die armen Dorfkinder hinsichtlich ihrer Sonntagskleider übel daran. St.



Erklärlich. Richter: „Das Wunderbare an der Sache ist, wie Sie, eine schwache Frau, den starken Einbrecher fassen und so energisch behandeln konnten!“ — Zeugin: „Ich habe halt geglaubt, es wäre mein Mann, der wieder spät nach Hause kommt.“

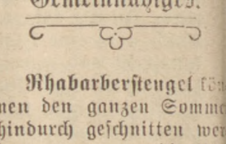
Rücksichtsvoll. A.: „Haben Sie gelesen, vor acht Tagen hat ein junges Mädchen den Montblanc erstiegen und dort auf dem Gipfel ein Lied gesungen?“ — B.: „Das ist doch noch rücksichtsvoll; andere Mädchen klettern nicht so hoch, wenn sie singen wollen.“

Einen eigenartigen Theaterzettel der Weißenfelser Privatbühne vom 5. April 1818 teilt Theodor Distel in der „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ mit: Die Weißenfelser Bühne ist von Müllner, dem bekannten Dichter der „Schuld,“ ins Leben gerufen. Der erwähnte Zettel führte denn u. a. auch das Müllner'sche einaktige Lustspiel „Die Onkeley“ auf, in dem der Verfasser selbst mitspielte. — Zum Schluß befindet sich in einer Anmerkung folgende nachdrückliche Mahnung des Dichters: „Herren, welche Sitze einnehmen, so lange noch eine einzige Dame stehen muß, werden künftig vom Zutritt ausgeschlossen.“

Malitiöse Novellisten. In der schwersten Zeit des siebenjährigen Krieges machte am 24. Juli 1761 das preußische Gouvernement in Stettin folgendes bekannt: „Es finden sich im Publiko müßige Leute, die mit Erdichtung falscher und trauriger Zeitungen sich amüsieren. Jeder wird also wohlmeinend gewarnet, sich dergleichen Erdicht- und Verbreitungen notbedächtlich zu enthalten, indem man von Mund zu Mund den Thäter dadurch herausbringen wird, da ein jeder seinen Aussager anzugeben wissen muß, und solcher, an dem dergleichen stehen bleibet, wird unausbleiblich, nach Maßgabe seines Standes, mit Einsperrung im Fort Preußen oder der Karre, Spinn- und Zuchthause, auch nach Befinden der Erdichtung an Leib und Leben, ohne lange Formalität, bestrafet werden und mit einem auf der Brust festgemachten Blech als ein malitiöser Novellist den Galgen zieren.“ D.



Gemeinnütziges.



Rhabarberstengel können den ganzen Sommer hindurch geschnitten werden, wenn man die Blütenstengel gleich im Entstehen unterdrückt.

Die Blätter von Kohlarten und Rüben. Nesseln, Mangold ꝛc. darf man, obwohl sehr verwendbar, den Kaninchen nicht mehrere Tage lang ununterbrochen in starken Portionen geben. Werden diese zu anhaltend und ohne Abwechslung gefüttert, so erregen sie bei alten Tieren Durchfall und führen bei Jungen sehr häufig schnellen Tod herbei. In kleinen Portionen jedoch schadet dies Futter nicht im mindesten.

Bekämpfung des Apfelbaumkrebses. Ein ausgezeichnetes Mittel gegen den Krebs soll in folgendem Verfahren bestehen. Man stellt eine konzentrierte Lösung von Eisenvitriol her und säuert dieselbe mit etwas Schwefelsäure an, so daß sich blaues Lackmuspapier darin rötet. Alle Krebswunden sind gänzlich bis auf das gesunde Holz auszuschneiden, dann taucht man einen Lappen in die Lösung und reibt damit die Wunden gründlich ein. Auf diese Weise sollen die Sporen der Nectria ditissima, der man die Krebserzeugung zuschreibt, völlig vertilgt werden. Versuche mit diesem billigen Mittel sind jedenfalls zu empfehlen.

Ungeziefer im Hühnerstall vertreibt man, indem man ein paar Hände voll Kalkstaub gegen die Wände und die Decke des Stalles wirft, so daß eine dichte Staubwolke entsteht. Der Kalkstaub setzt sich in alle Ritzen und Fugen des Stalles, wo er alles tierische Leben vernichtet. Was an Staub zu Boden fällt, wird nach ein paar Minuten mit dem Mist zusammen in die Ecke gefegt. Dieses Verfahren wiederholt man am nächsten Tage und bringt darauf den mit Kalkstaub vermischten Dünger heraus. Die Kalkstäubung hat auch noch den Vorteil, jeden üblen Geruch aus dem Stallraum zu entfernen.

Kryptogramm.

			A	A	B			
			B	D	D			
			E	E	E			
E	E	G	G	G	G	I	I	I
L	N	N	N	N	N	N	N	O
O	O	Ö	P	P	R	R	R	R
			R	R	R			
			S	S	T			
			T	U	Y			

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß sechs sich kreuzende Wörter entstehen. Die Wörter in den vertikalen Reihen bezeichnen: 1) Eine Stadt in Württemberg. 2) Ein englischer Staatsmann. 3) Ein Tag. — Die Wörter in den horizontalen Reihen bezeichnen: 1) Ein Harz. 2) Ital. Freischarengeneral. 3) Stadt in Sachsen-Altenburg.

Paul Klein.

Charade.

Verkehrt lebt das Erste im tropischen Land,
Es spannt seinen Zweiten mit kundiger Hand.
Und wenn nach dem Wetter die Sonne uns lacht,
Dann strahlt oft das Ganze in farbiger Pracht.

Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

1. Laube — G = **G**laube.
2. Rebus — E = **E**rebus.
3. Range — O = **O**range.
4. Ohr — R = **R**ohr.
5. Reiz — G = **G**reiz.
6. Sau — E = **E**sau.
7. Ruder — B = **B**ruder.
8. Strich — E = **E**strich.
9. Ente — R = **R**ente.
10. Egel — S = **S**egel.

Rätsel.

Der Jüngling hat's, der Knabe hat es nicht,
Dem Krösus fehlt's, doch hat's der arme Wicht.
Der stolzen Dame ist es nicht zu eigen,
Doch wird ein einfach Dirnchen dir es zeigen.
Der Jude hat es nicht, doch hat's der Christ,
Du findest's im Gebirge, doch nicht im Thale,
Im Finstern siehst du's, doch nicht im Sonnenstrahle.
Nun sag', welch' klein und eckig Ding das ist.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Logogriph: Mord, Mond. — Des Palindroms: Trab, Bart. — Des Bilderrätsels: Ueberall ist eine Freudenblume In den Kranz des Lebens eingereiht.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.